



(Nachdruck verboten.)

Schuldig.

35) Roman aus dem Engliſchen von Frank Barrett.

Thomas ſchwang ſich hinaus und kletterte, wie er es ſchon früher gethan, aufs Dach, ihr gegenüber. Edith ſah den Epheu ſich bewegen und rief:

„Hier bin ich!“

Sie erblickte Thomas, der ſich durch das Gewinde Platz machte, und fuhr fort:

„Ich bin allein, Niemand iſt zu Hauſe, biſt Du es, Valentin?“

„Nein,“ antwortete Thomas, „aber das macht nichts, Sie werden gerettet. Ich bins, Peter. Können Sie aus dem Hauſe gehen?“

„Nein, ich bin eingekloſſen.“

„Ich komme zu Ihnen.“

Er ging denſelben Weg, den er ſich bei ſeinen letzten Verſuche im Hauſe abhakt hatte, und fand kein Hinderniß vor.

Mrs. Norman's Zimmer war außen verammelt. Da die Thüren des alterthümlichen Gebäudes weder Schloſſer noch Kiegel beſaßen, ſo hatte ihr Gatte ſie durch die primitiven Vorkehrungen von der Außenwelt abgeſperrt. Es war Thomas ein Leichtes, Mrs. Norman zu befreien.

Indeß hatte Edith ein Licht angezündet; als Thomas eintrat, ſtand ſie in Hut und Mantel bereit, auszugehen.

Sie faßte die Hand des jungen Mannes, drückte ſie in fieberhafter Erregung und flüſterte haſtig, als fürchte ſie, von Unberufenen gehört zu werden:

„Sie werden mich nicht verlaſſen, nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete Thomas, „wäre ich hier, wenn es nicht meine feſte Abſicht wäre, Sie zu retten?“

„Gott ſegne Sie,“ rief ſie mit einem dankbaren Druck der zarten, weißen Hand. „Sie ſind mein einziger Freund, alle Andern haben mich verlaſſen, Alle, Alle!“

„Nein,“ entgegnete Thomas, „Ihre Freunde haben Sie nicht verlaſſen. Sie hätten Sie gerettet, wenn das Geſetz es erlauben würde.“

„Und weil das Geſetz dagegen iſt, laſſen ſie mich hier verkommen, den Verſtand verlieren und Selbſtmordgedanken nachhängen. Sind das Freunde? Nein.“

Ihre nervöſe Unruhe war ihm peinlich.

„Sie müſſen ſich ſammeln,“ mahnte er, „Ihre Rettung hängt davon ab.“

„Ich bin ruhig, fürchten Sie nichts,“ antwortete ſie haſtig, „beachten Sie mein verflörtes Ausſehen nicht, ich weiß, ich bin aufgereg, ich fühle, wie mir das Geſicht brennt, meine Hände ſind heiß, und ich zittere. Aber wäre es in dieſem Augenblick auch anders möglich? Ich will mich vollſtändig Ihren Anordnungen fügen. Sie ſehen, ich bin gehorſam, laſſen Sie uns nur fortgehen.“

„Ja, wir gehen ſchon.“

„Wohin?“ fragte ſie und ergriff die Lampe, um ihm zu folgen.

„Nach Orwell, Dr. Bullen hat mir ſeinen Hauſchlüſſel gegeben, hier iſt er.“

„Nein,“ rief ſie, „dorthin gehe ich nicht, ich traue Keinem, der ſich meinen Freund nannte, Keinem außer Ihnen.“

„Seien Sie vernünftig,“ ſagte Thomas ſtillſtehend.

„Ich bin vernünftig,“ erwiderte ſie füßam, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, „ich bin ganz vernünftig. Bedenken Sie, was Sie thun wollen: Mich in ein Hauſe bringen, wo mein Mann mich vor Allem ſuchen wird, mich Leuten übergeben, die

ſich mehr um das Geſetz, als um mich kümmern! Wenn ſie mich nicht aus dem Kerker befreien, weil das Geſetz es verbietet, werden ſie mich nicht aus demſelben Grunde ausliefern, wenn mein Gatte mich zurückfordert? Bin ich unvernünftig, denke ich unlogiſch?“

„Sie haben ganz Recht,“ antwortete ihr Thomas, „wenn es Ihnen angenehm iſt, fahren wir nach London zu Ihrer Mutter.“

„Nein,“ unterbrach ſie ihn, „meine Freunde dürfen nicht erfahren, daß ich dieſes Hauſe verlaſſen habe, ſonſt liefern ſie mich aus. Ich trau' ihnen nicht, mein Gatte würde ſie zwingen, mich ihm zu überlaſſen. Sie wiſſen nicht, wie ſchlau er iſt.“

„O ja, ich kenne ihn.“

„Dann wiſſen Sie auch, daß ich ihn recht beurtheile. Meine Freunde dürfen nichts von meiner Flucht erfahren.“

Dieſe Worte waren raſch hin und hergezogen, auch Thomas ſprach mit Haſt, denn er konnte es kaum erwarten, ſie wegzzuführen.

Jetzt aber ließ er eine Pauſe eintreten, er erkannte, daß ſie trotz ihres Verſprechens des Gehorſams ihren eigenen Weg gehen wollte und daß jeder Verſuch, ſie davon abzubringen, nutzlos geweſen wäre.

Ihre fieberhafte Aufregung nahm immer mehr überhand.

„Gehen wir, gehen wir,“ drängte ſie, ihn hinwegziehend. „Worauf warten Sie denn?“

„Ich überlege eben die Mittel und Wege, die wir zu nehmen haben. Wenn Ihre Freunde von Ihrer Flucht nichts wiſſen dürfen, ſo können wir ſie nicht um Geld bitten, und ohne Geld müßte ich, nicht, wie Dr. Norman, der uns verfolgen wird, zu entkommen.“

Das iſt wahr, daran dachte ich nicht. Ich beſitze einige Schmuckgegenstände, die wir verkaufen können. Es iſt nicht viel, aber es wird genügen, bis ich einen Erwerb gefunden habe, denn ich will arbeiten, Peters, und ſollte ich mich auch verdienen müſſen, ich bin zu Allem bereit.“

Sie war ins Zimmer zurückgekehrt und während ſie ſprach ſuchte ſie mit zitternden Händen ihre Koſtbarkeiten zuſammen, die ſie Stück für Stück Thomas übergab.

„Ich habe noch etwas in meinem Schrank, der im Speiſezimmer ſieht,“ rief ſie, die Lampe ergreifend.

„Gut, aber wir brauchen die Lampe nicht, ich habe meine Laterne und die genügt. Ein offenes Licht kann uns an Martha verrathen, die vielleicht ſchon zurück iſt.“

Sie zögerte, dann blies ſie die Lampe aus. Sie folgte ihm ins Speiſezimmer, wo ſie im Schrank das Nöthige fand. Indeß ſpähte Thomas nach rechts und links aus dem Fenſter und do er kein Hinderniß fand, beſchloß er, Mrs. Norman durch das Fenſter zu führen.

„Das iſt Alles, was ich habe,“ erklärte Edith, noch eine Schatulle in Thomas Hände legend. „Wohin wenden wir uns jetzt?“

„Zum Hauptthor, wenn es möglich iſt, ich will nach dem Hunde gehen.“

Er öffnete die Thür und der Hund ſprang wüthend auf und rüttelte an der Kette. Das Thier hatte ſich losgeriſſen und ſtürmte die Thür, die Thomas raſch zugeworfen hatte, dann zog er Edith raſch durch die zweite Thür auf den Gang und athmete wieder auf, als er ſich und ſeinen Schützling vor der wilden Beſtie ſicher wußte.

Da es für ſie jetzt keinen anderen Ausweg gab, als durch den bauſälligen Flügel, mühten ſie die Treppen hinauf, durch den Korridor und die leeren Räume auf den Boden. Es war der gewöhnliche Weg, den Thomas zu nehmen pflegte.

„Kommen wir hier ins Freie?“ fragte Edith, als ſie unten angelangt waren.

„Ja,“ erwiderte Thomas, „sobald ich ein Brett über den Graben gelegt habe.“
„Ich gehe indes zurück,“ sagte sie, „ich habe etwas vermissen.“
„Ohne Licht werden Sie sich nicht zurechtfinden,“ bemerkte Thomas, als sie sich umwendete und die Treppen wieder emporsieigen wollte. „Warten Sie, ich begleite Sie.“
„Nein, ich gehe allein, suchen Sie indes das Brett, ich nehme die Laterne mit.“

„Wir verlieren viel Zeit,“ sagte Thomas ärgerlich. Nichtsdestoweniger fügte er sich.
Er wagte es nicht, Edith in ihrer Aufregung zu widerprechen. Er nahm ein Brett, das er in einem Winkel gefunden hatte, und machte sich an die Arbeit, es zu einer Brücke zu verwenden, wozu ihm auch das hochaufgehäuften Gestein in der Mitte des Gartens behülflich war.

Als er fertig war, theilte er es Edith mit, sie nahm die Laterne, bat ihn, zu bleiben, und lief hastig die Treppen hinauf.

Der Hund ließ sich mit lautem, wüthenden Gebell hören, als wüßte er, was sie unternahm.
Obzwar der Mond hinter den Wolken halb verborgen war, betrachtete Thomas bei dem gedämpften Scheine sein Werk.

Plötzlich tönte Puffschlag und das Geklingel von Pferdehufeisen an sein Ohr. Thomas lief über das Brett auf den Steinhäufen, wo er einen Ausblick auf die Straße hatte; vor dem Thore stand das Gie.

Ungeachtet der Finsterniß eilte der Erschrockene die Treppen hinauf, durch Räume und Gänge in Ediths Zimmer. Es war leer.

Das wüthende Gebell des Hundes ließ ihn erkennen, daß sich Edith im Speisezimmer befand. Mit einem Satz war Thomas die Treppe hinabgesprungen. Das Speisezimmer lag zur Rechten, zur Linken war ein Lichtschein sichtbar.

Edith war also ins Laboratorium gegangen, sie hatte die Schritte vernommen und sich umgewendet, daher also der Lichtschein.

Thomas eilte ihr nach und fand sie in der Kumpelkammer, die ihm früher zur Werkstätte gedient hatte. Sie stand im Hintergrunde, als hätte sie sich versteckt, das Gesicht gegen eine Ritze gerichtet, in der Sägespäne und Holzabfälle lagen.

„Was giebt es?“ rief sie tief beunruhigt mit leuchtender Stimme.

„Ihr Gatte!“ antwortete Thomas.

Bei diesem Worte fiel ein Gegenstand aus ihrer Rechten in die Ritze. Es war die Lampe, welche sie aus ihrem Zimmer geholt hatte, sie fiel krachend nieder, und ein Geruch von Petroleum verbreitete sich im Raume, Thomas bemerkte es in seiner Aufregung nicht.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, kommen Sie schnell, am Gotteswillen,“ rief er, „Martha ist wieder zurück und der Doktor wahrscheinlich mit ihr.“

Die Angst vor ihrem Gatten wirkte fast lähmend auf sie, ein Zittern durchlief ihre Gestalt und sie streckte die bebende Hand nach der Ritze aus, einen Halt suchend.

Thomas eilte zum Fenster und spähte hinaus. Er erblickte eine Gestalt vor dem Thore, welcher der Hund den Eingang wehrte.

„Ist er da?“ frug Edith mit fliegendem Athem.

Sie hatte die Laterne rasch unter dem Mantel versteckt.

„Das kann ich nicht unterscheiden,“ antwortete Thomas, „in jedem Falle aber müssen wir sofort zurück. Wenn er unsere Flucht entdeckt, müssen wir bereits einen Vorsprung gewonnen haben.“

Schweigend, in banger Aufregung, nahmen sie ihren Weg wieder auf.

Als sie ins Freie gelangten, eilte Thomas voran auf den Steinhäufen und spähte nach dem Hauptthor.

Martha hatte die Anzenlaterne, womit sie früher in den Hof geleuchtet hatte, an ihren Platz gehängt und stand in Gedanken vertieft da.

Sie war vom Bahnhof allein zurückgekehrt und der Hund wehrte ihr den Eintritt ins Haus. Einer plötzlichen Eingebung folgend, schritt sie zum Gie, spannte das Pferd aus und bereitete sich im Wagen ein Lager.

Thomas berichtete seinem Schützlinge, was er gesehen.

„Wir haben nichts zu fürchten,“ beruhigte er die vor Aufregung zitternde Frau. „Martha machte es sich im Gie bequem

in einer Viertelstunde ist sie eingeschlafen und wir können aufbrechen.“

Nach einer Weile stand Thomas wieder auf seinem Späherposten.

„Nun?“ fragte Edith, die ihm gefolgt war.

„Es geht nach Wunsch.“

„Können wir bald aufbrechen?“

„Sofort.“

Thomas arbeitete mit Aufwand aller Kräfte. Die eine Hälfte der Brücke war ja allerdings beendet, doch mußte von dem Steinhäufen bis zu der anderen Seite des Grabens ein Weg gelegt werden, der von einem Frauenfuß benützt werden konnte.

Als die Arbeit vollbracht war und Thomas sich nach Edith umwendete, war diese verschwunden.

„Wo sind Sie, Madame?“ fragte er.

Keine Antwort erfolgte.

„Sie wird zurückgegangen sein, um das Vergessene zu holen, es muß etwas Kostbares sein,“ dachte er, „daß sie zu dieser Stunde daran denkt.“

Er wendete sich wieder nach der Brücke und schaute nach Martha hinüber. Sie rührte sich nicht und schlief zur Freude des jungen Mannes.

Ungebuldig spähte er nach Edith.

Da leuchtete ein schwacher Lichtstrahl wie ein Stern durch die Nacht. Es war die Laterne, die einen zitternden Schein verbreitete, der auf Edith fiel.

Die junge Frau kam hastigen Schrittes heran.

Sie trug nichts als die Laterne in der Hand.

„Was mag sie nur geholt haben?“ dachte Thomas. „Soll es in der That ein Schatz sein, daß sie es mir nicht anvertrauen will?“

Der Mond stand hoch am Himmel und brach von Zeit zu Zeit durch die Wolken. Edith erklärte es für hell genug, um zum Ueberschreiten der improvisirten Brücke den Schein der Laterne entbehren zu können.

Daher wurde sie ausgelöscht, damit die Gefahr, verrathen zu werden, beseitigt würde, und der junge Mann half der Flüchtigen die Brücke passiren.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Millionaire.

(Schluß.)

Weltbekannt ist John D. Rockefeller, der „Petroleumkönig,“ die Seele des Standard Oil Trust, wie der Name des Petroleummonopols als juristische Person lautet. Rockefeller wird merkwürdigerweise oft als von deutscher Abkunft bezeichnet. Seine Familie stammt aus Schottland, und sein Name ist ein echt schottischer. Er gehört einer Finfer-Gesellschaft an, die vor ungefähr 45 Jahren erkannte, daß mit der Petroleumgewinnung viel Geld zu verdienen sei. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des Petroleummonopols zu schreiben. Der Trust Rockefeller's ist das Vorbild vieler anderer Trusts geworden und hat ihm und seinen Partnern ein Vermögen von zusammen 600 000 000 Dollars eingebracht; er wirft heute noch eine Dividende von durchschnittlich 2 000 000 Dollars jährlich ab. Der „Petroleumkönig“ ist persönlich ein höchst anspruchsloser Mensch und lebt mit seiner Familie sehr einfach. Sein Schoßkind ist die Universität von Chicago, der er bereits 7 000 000 Doll. geschenkt hat, und welche begründete Hoffnung hat, in Zukunft noch das Doppelte von ihm zu erhalten. Der zweitwichtigste Mann im Standard Oil Trust ist H. M. Flagler. Derselbe erhebt keinen Anspruch darauf, ein Philanthrop genannt zu werden, obwohl er sich um den Staat Florida sehr verdient gemacht hat. Er setzte es sich in den Kopf, das von der Natur zu einem herrlichen Badeort geschaffene Städtchen St. Augustine in Florida als solchen populär zu machen. Zu diesem Zwecke verausgabte er nicht weniger als 13 000 000 Dollars zum Bau einer Reihe von Hotels. Seither beherbergt St. Augustine jährlich Tausende von Badegästen, vorwiegend sind es Schwindsüchtige.

Der unbarmherzigste und gewissenloseste aller Blutotraten war Jay Gould, der sein Vermögen Zug um Zug dem Ruin anderer verdankte. Wo er immer auftrat, da zerstörte er. In der Vorfensjobberkunft, Eisenbahnen bankerott zu machen und dann ihre Aktien an sich zu bringen, leistete er wahrhaft



Dämonisches. Er starb im Alter von 57 Jahren mit Hinterlassung eines Vermögens von 75 000 000 Dollars. Sein Leben war das denkbar traurigste. Vierzig Jahre hindurch litt er an Neuralgie, einem Feinde, der all seiner Gaunereien spottete. Für andere Menschen außer seinen Kindern hatte er zeitlebens keinen Pfennig übrig. An Jay Gould war kein einziger veröhnlicher Zug, und wenn das amerikanische Volk die Millionaire als eine Klasse haßt, dann ist er daran in erster Linie schuld.

Der Betrieb der Straßenbahnen in Amerika, durchweg Privatmonopol hat viele Tugende von Millionairen produziert. Der bekannteste und interessanteste unter ihnen ist der Chicagoer „Straßenbahn-König“ Charles E. Yerkes. Bis zu seinem dreißigsten Jahre war Yerkes ein Börsenspekulant in Philadelphia gewesen. Eines Tages war er völlig bankrott und sah sich im Besitz so vieler fauler Schulden, daß ihm sein ehrlicher Name völlig verloren ging. Mehrere Jahre darauf lud er alle seine alten Gläubiger zu einem Diner ein und überreichte jedem einen Check auf die schuldige Summe nebst Zinsen, obwohl rechtliche Ansprüche darauf nicht mehr bestanden. Yerkes war inzwischen der Mitbesitzer und Reformator der Straßenbahnen Philadelphias geworden. Dann ging er nach Chicago und brachte in kurzer Zeit für sich und seine fünf Partner sämtliche Straßenbahnen dieser Miesenstadt an sich, um statt Pferdebetrieb Kabelbetrieb und später elektrischen Betrieb einzuführen. Das Vermögen des Syndikats, dessen Haupt er ist, wird auf 100 000 000 Dollars geschätzt. Yerkes ist ein Mann von erstaunlicher Energie und Arbeitskraft. Obwohl er indessen für alle öffentlichen Unternehmungen stets eine offene Hand zeigt, viele Millionen für wohltätige Zwecke verausgabt hat, ein großer Kunstmäcen und Besitzer der feinsten Gemäldegalerien in Amerika ist und sich auch dadurch, daß er 500 000 Dollars zur Herstellung des größten Teleskops der Welt hingab, einen großen Namen machte, so spielt er in der sogenannten feinen Gesellschaft doch keine Rolle. Man sagt, daß ihm aus seiner Vergangenheit ein schwerer Makel anhafte, und auch seiner Frau, die sonst als eine perfekte und sehr edelmütige Lady gilt, sollen die Kreise der „Society“ verschlossen sein. Es ist aber sehr gefährlich, Mißter Yerkes in schlechter Absicht an seine Vergangenheit zu erinnern. Das erfuhr ein Chicagoer Revolver-Journalist Namens Dunlop. Als dieser, dem es schon gelungen war, von einer ganzen Reihe von reichen Leuten unter Androhung der Veröffentlichung gewisser Klatschgeschichten große Summen zu erpressen, eines Tages durch einen Reporter Yerkes einen die Vergangenheit des Letzteren sowie dessen Frau betreffenden Artikel vorlegen und die Summe von 50 000 Dollars für Nichtveröffentlichung desselben fordern ließ, las der „Straßenbahnkönig“ den Artikel mit großer Ruhe von Anfang bis zu Ende durch und sagte dann zu dem Reporter: „Meiden Sie Ihrem Dunlop: Dieser Artikel enthält nichts als die Wahrheit, doch wenn er ihn veröffentlicht, ist er ein tochter Mann, denn ich selbst würde ihn wie einen Hund niederschließen.“ Seitdem hat Dunlop nie ein böses Wort in seiner Zeitung über Yerkes zu veröffentlichen gewagt. Yerkes ist nichts weniger als ein Vrahler. Er hätte seine Drohung ausgeführt und wäre sicherlich von der Jury freigesprochen worden.

Ein anderer Millionair des Westens ist Philipp Armour, der Chicagoer „Schlachthauskönig“, dessen ganzes Leben aus Arbeit zusammensetzt ist. „Phil“, wie er auf der Produktbörse, die ihn nur zu gut kennt, genannt wird, ist jeden Tag in aller Frühe, zwei Stunden vor dem Geschäftsanfang in seinem Komptoir zu finden. Man rühmt ihm nach, daß sein Niesengeschäft das am ordnungsmäßigsten geleitete in Amerika und daß er selbst von den allerkleinsten Vorkommnissen darin genau unterrichtet sei. Unter ihm arbeiten fünf Abtheilungschefs, von denen jeder ein Gehalt von 25 000 Dollars jährlich bezieht. Armour's Vermögen wird auf 35 000 000 Dollars geschätzt. Er fing als armer, aus England eingewandeter Buchhalter an. Ihn und einigen Rivalen in der Großschlachtereiverdankt Chicago seine Stellung als der größte Vieh- und Produktenmarkt der Welt. Seine einzige Zerstreuung bestand im Pokerspiel, wobei seine Genossen gleich ihm selbst Männer sind, denen es auf den Gewinn oder Verlust etlicher zehntausend Dollars nicht ankommt. Im Uebrigen gehört Armour zu denjenigen amerikanischen Millionairen, an welche in Sachen der Gemeinnützigkeit niemals vergebens appellirt wird. Er hat in den letzten zehn Jahren gegen 4 000 000 Doll. für wohltätige Zwecke hergegeben, sich dabei aber auch zum Unterschied von Anderen, die nur geben, um praktische Anwendung seiner fürsüchtigen Spenden gewissenhaft bekümmert. So ist zum Beispiel das von ihm begründete Armour-Institut, eine großartige Handfertigkeitsschule, eine Musteranstalt ersten

Ranges, deren Verwaltung als solche ihm persönlich sehr am Herzen liegt.

Als ein typisch amerikanischer „Eisenbahnmagnat“ verdient der siebzigsfache Dollar-Millionair James J. Hill in St. Paul Erwähnung. Vor 40 Jahren war Hill Arbeiter auf einem Mississippi-Dampfer. Später wurde er Besitzer erst eines und dann vieler solcher Dampfer. Seinen Beruf als „Eisenbahnmann“, wie die Leute, welche sich mit dem Bauen, Kaufen oder auch Ruinieren von Eisenbahnen beschäftigen, genannt werden, entdeckte er, als er zufällig mit den Angelegenheiten der in Schwierigkeiten gerathenen Manitoba-Bahn, die Holländern gehörte, in Verührung kam. Er befreite die Bahn aus ihrer Noth, gleichzeitig aber auch die Holländer von ihrem Besitz. Heute ist er 70 000 000 Dollars „werth“, auf die er indessen gar nicht stolz ist. Als er noch Doctarbeiter war, war seine heutige Frau Dienstmädchen in einem Hotel. Als er anfang reich zu werden, schickte er seine Braut nach dem Osten, ließ sie dort zwei Jahre lang erziehen und heirathete sie dann. Heute kann er von seinem Palast aus, der ihm 700 000 Doll. zu bauen kostete, auf das Dock, auf dem er einst arbeitete, und sie auf den Gasthof, in dem sie dem er herabarbeitete. Beide schämen sich ihres niederen Ursprungs nicht im Geringsten. Frau Hill besitzt das kostbarste Perlenhalsband im Lande und es kleidet sie vorzüglich, denn sie besitzt auch ein warmes Herz für die Armen und Kranken.

Die Zahl der aus den Gold- und Silberminen herangezogenen Millionaire ist Legion. Die bekannteste Gruppe derselben sind die „Bonanza-Könige“. Die vier Abenteuer Flood, Mackay und Fair versuchten ihr Glück zuerst auf den californischen Goldfeldern, ohne es zu finden. Als dann die Kunde von Gold- und Silberfunden im Mittelpunkt der Sierras nach der Goldküste drang, machten sich die vier rutnirten Griseiger zusammen nach Nevada auf. Sie waren fast als die ersten geübten Gelpioniere auf dem Plage und es dauerte nicht lange, so war jeder von ihnen im Besitz einer Gold- und Silbermine. Diese vier Minen erwiesen sich als ungeheuer reich. Wenn es sich auch nach wenigen Jahren zeigte, daß sie nicht, wie es anfangs hieß und zum Schaden von Tausenden von Speculanten geglaubt wurde, unerschöpflich waren, so brachten sie doch ihren vier Besitzern rund 200 000 000 Dollars ein. Schneller sind niemals so kolossale Reichthümer gewonnen worden, als von diesen vier Abenteurern, von denen indessen keiner den Ehrgeiz besaß, sich den Namen eines Gentleman zu erwerben.

Als eine Klasse sind die amerikanischen Millionaire viel besser als ihr Ruf. Die allermeisten von ihnen haben das Bedürfnis, sich wohlthätig zu zeigen. Das beweist sich aus der Anzahl von gemeinnütigen Anstalten, welche aus Vermächtnissen von Millionairen begründet und auch erhalten werden. Amerika ist das Land der Gelegenheit und diese ist es, nicht die bloße Gabsucht und Gelsgier, welche die Millionaire produziert.

Sie selbst sind nicht glücklicher oder unglücklicher wie andere Menschen. Sie sind mehr oder weniger Hazardspieler, die in dem Jagen nach dem Reichthum ihr Vergnügen finden, und letzteren dabei nicht sowohl seines Werthes wegen als vielmehr als einen Beweis persönlicher Ueberlegenheit lieben. Im Privatleben kennen sie keinen größeren Ehrgeiz, als ihrer Frau und ihren Kindern die Möglichkeit zur Befriedigung jeglicher Wünsche zu verschaffen. Doch gerade darin liegt oft ihr Unglück. Während sie selbst sich wenig ändern und in ihren Bedürfnissen und Neigungen meist dieselben einfachen Leute bleiben, die sie waren, verwandelt sich ihr Haushalt in einen fürsüchtigen und sie werden ihrer Familie gesellschaftlich entfremdet. Die Frauen und Töchter suchen sich in der „Society“ hervorzuthun und gewöhnen sich an die raffinirtesten Bedürfnisse, während die Väter nur für die Arbeit leben und im Schooße der Familie keine Erholung finden können. Und so mag es wenige unter den amerikanischen Millionairen, die fast alle „self-made“ sind, geben die sich nach ihrem früheren Leben, als sie noch arme Teufel waren, nicht wehmüthig zurücksehnten.

Allerlei.

Das Märchen von den „Sterbe-Thalern“ Friedrich des Großen wurde in der gestrigen Sitzung der „Brandenburgia“ von dem bekannten Numismatiker Dr. Bahrdt gründlich widerlegt. Unter der Regierungszeit des Großen Königs, so führte Redner aus, besaß Berlin zwei Münzstätten, die alte Münze in der Unterwasserstraße und die neue Münze auf dem

Grundstücke Münzstraße 10/12. Die letztere war nur auf die kleineren Geldstücke eingerichtet; im Jahre 1786 aber sollten hier auch Thaler geprägt werden. Dies geschah zum ersten Male Ende Juni 1786. Um nun die in der neuen Münze geprägten Thalerstücke unterscheiden zu können, wurde vor und hinter das Münzzeichen „A“ (Berlin), das zwischen der Jahreszahl stand, je ein Punkt gesetzt, jedoch der ominöse Vermerk: „17. A. 86“ entstand. Diesen nun deutete der Volksmund später dahin: „17. August 1786“ und die Legende von diesem „Sterbe-Thaler“ pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Es steht indeß urkundlich fest, daß diese Thaler schon Ende Juli, also reichlich 1½ Monat vor dem Todestage Friedrich II. geprägt worden sind. Jene fälschlich mit dem Namen „Sterbethaler“ bezeichneten Münzen wurden, wie Geheimrath Friedel hinzusetzte, schon im vorigen Jahrhundert viel gesucht; das Märkische Provinzial-Museum besitzt daran ein etwelches Exemplar, welches sich in einem werthvollen Etui befindet. — Wichtig hingegen ist, daß zum Gedächtniß an den Tod König Friedrich Wilhelm IV. (2. Januar 1861) Sterbethaler geprägt worden sind. Dies geschah auf Anregung des Königs Wilhelm I. Es wurden 10000 Stück (am 7. Febr. bezw. 6. März 1861) geprägt. Danach ist die Legende hinsichtlich, nach welcher diese in Voraussicht des Todesfalls schon Ende 1860 geprägten Thaler vor dem Tode des Königs zur Zahlung der Beamtegehälter mitbenutzt worden sein sollen.

Eine Korrespondenz mit den Planeten Mars. Eine geistreiche Utopie veröffentlicht der belannte englische Anthropologe Francis Galton. Sie betrifft die Möglichkeit, sich mit den Marsbewohnern zu verständigen — in dem Falle nämlich, wenn der Planet Mars wirklich Bewohner haben sollte. Galton glaubt, daß die Marsbewohner mit dem Zeichengeben beginnen würden in der Weise, daß sie mittels riesiger Spiegel, welche der Sonne zugewendet sind, Punkte, Striche und Linien erzeugen, welche man auf der Erde durch das Teleskop zu beobachten im Stande wäre. Man würde bei uns sehr bald begreifen, daß die Marsbewohner mit uns eine Art telegraphischen Verkehr anknüpfen wollen, dessen Deutung zweifellos gelingen müßte. Nehmen wir an, wir würden von der Erde aus beobachten, wie immer eine Anzahl Punkte erscheint, dann ein Strich und endlich ein unverständliches Zeichen. Man würde dann sehr bald begreifen, daß die Punkte eine Zahl, der Strich ein Gleichheitszeichen und die Figur das Symbol für die Zahl sein sollen. Auf diese Weise, meint Galton, könnte mit der Zeit ein ganz hübscher Vorrath von Wortsymbolen zusammenkommen, welche uns eine Verständigung mit dem Mars ermöglichen würden. Es fehlt also nur, daß die Marsbewohner anlangen. — Im Uebrigen ist Hr. Galton mit seiner Idee nicht ganz originell. Schon vor mehr als hundert Jahren, als man den Mond noch bewohnt glaubte, haben geistreiche Astronomen den Vorschlag gemacht, mit den Mondbewohnern in der Weise eine Verständigung zu suchen, indem man große Beete nach bestimmten geometrischen Formen anlegen und diese Formen von Zeit zu Zeit verändern sollte, was die Mondbewohner gewiß für Zeichen einer Verständigung halten würden. Aber auch die Idee der Spiegelstationen ist nicht neu. Vor etwa einem Jahrzehnt ist der Vorschlag aufgetaucht, den Versuch zu machen, die Aufmerksamkeit der Marsbewohner durch optische Signale zu erregen, und sie vielleicht dadurch zu einer Zeichen-Korrespondenz zu veranlassen.

Physiologische Wirkung der Musik auf die Thiere. Ein italienischer Physiologe, Dr. Umberto Dutto, kam auf den Gedanken, diejenigen Einflüsse zu messen, welche die Musik auf die Wärme-Produktion des thierischen Körpers ausübt. Die Experimente wurden an Meerschweinchen, Kaninchen, Hühnern, Tauben und Spazgen ausgeführt. Das betreffende Thier wurde in das sogenannte d'Arjournalische Calorimeter gesperrt, einen Apparat, welcher die vom Körper an die Umgebung abgegebene Wärme aufs Genauste selbstthätig registriert, und dort etwa zwei Stunden belassen, bis sich die Wärmeabgabe auf einem konstanten Niveau erhellt. Alsdann begann man auf irgend einem Instrument etwa eine Stunde lang ununterbrochen zu spielen. Die erhaltenen Resultate waren nicht bei allen Thieren gleich. Während man bei den Meerschweinchen, Kaninchen und Hühnern eine Verminderung der Wärmeabgabe feststellte, fand bei den Tauben und Spazgen eine Erhöhung der Temperatur statt. — Um nun zu sehen, ob die Temperaturabnahme nicht durch den von der Musik verursachten Schreden bedingt ist, wurden vor dem Calorimeter in Zwischenräumen von fünf zu fünf Minuten Revolvergeschüsse abgefeuert, ohne daß irgend ein Unterschied in der Wärmeerzeugung konstatirt werden konnte. Sobald die Musik aufhörte, konnte ein sofortiges Ansteigen der Temperatur abgelesen werden. Dr. Dutto glaubte nun, daß die Musik in allererster Linie auf die Aufmerksamkeit wirkt, welche ihrerseits eine Temperaturerhöhung hervorruft. Da nun die Körpertemperatur unserer ganze Stimmung bedingt, so erklärt sich durch die Versuche Duttos, warum beim Anhören von Musikstücken es uns manchmal kalt über den Rücken läuft.

Ein Erdbeben am Südpol. In der Gegend am und um den Südpol scheint ein gewaltiges Erdbeben stattgefunden zu haben, denn die südlichen Meere sind von den riesigen Bruchstücken eisiger Klippen bedeckt, die den Weg nach dem Süden versperrten. Bekanntlich giebt

es auf der Erde nirgends sonst Eismassen, die so groß, dick und ausgedehnt sind wie die, welche die südlichsten Meere umranken. Man hat die Dicke der Eismasse in den südpolaren Gegenden auf drei bis zwölf englische Meilen geschätzt, und das beständig zunehmende Gewicht dieses kalten Kolosses drängt seine äußersten Klippentinge mit der Geschwindigkeit von einer Viertel-Meile jährlich nach aufwärts. Diese Klippen ragen nun als Berge von mehreren hundert Fuß in die Höhe. In jüngster Zeit sind ungeheure Massen, die von diesem großen Eiswall abgebrochen sein müssen, in der Südsee gefunden worden. 800 bis 1000 Fuß hoch ragen sie empor und haben oft eine Ausdehnung von mehreren englischen Meilen. Die beständigen, fortwirkenden Kräfte, die wir als Ursache der Erscheinung der Eisberge im Norden kennen, reichen zur Erklärung des massenhaften Auftretens dieser gigantischen schwimmenden Massen in den antarktischen Regionen nicht aus. Nichts Geringeres als ein Erdbeben von unermesslicher Gewalt kann in den eisigen Wüsten des Südens solche Wirkungen ausgeübt haben. In unserem Jahrhundert werden zweierartige Erdbeben verzeichnet, wovon das eine 1832, das andere 1854 vorkam.

Vom Büchertisch.

— Ein liebenswürdiges Bilderbuch von J. M. Reichardt in Halle ist jochen in dem hiesigen Verlage gleichen Namens erschienen, es betitelt sich „**Peters - thätige oder Lebenslauf eines Pferdes**“. Auf zwölf ganz vortreflich ausgeführten chromolithographischen Tafeln wird das wechselvolle Geschick behandelt, das der treue Gefährte und Diener des Menschen zu erdulden hat. Peters' frühdie Jugend, die stolze und überschäumende Kraft seiner rüthigen Jahre wie die Laisten des drückenden Alters kommen zu gleich anschaulichem und naturgetreuem Ausdruck. Die Abbildungen, welche in einer schlichten aber ansprechenden und anmuthenden Verscheidreibung begiebt sind, ragen weit über den gewöhnlichen Standpunkt eines Bilderbuches hinaus. Der Bau, die Bewegung und Haltung des Pferdes sind, wie man leicht sieht, sorgfältig studirt und charakteristisch wiedergegeben, so daß das Album unserer Jugend nicht bloß Unterhaltung sondern auch Belehrung bietet. Der junge Autor hat sich seiner Aufgabe mit Fleiß und Liebe unterzogen und hat sie mit Glück gelöst, während der Herr Verleger dafür sorgte, daß die Reproduktionen reichlich vorzüglich hergestellt wurden. Der Preis des Werkes ist mit 3.50 Mk. sehr mäßig angesetzt, so daß dasselbe nach allen Richtungen hin warm empfohlen werden kann.

— Welchen Kalender soll sich ein Landwirth kaufen? Ist es nicht richtig, daß er sich einen kauft, aus dem er zugleich etwas lernt! Und ein solcher ist „**Des Deutschen Landmanns Jahrbuch 1897**“ von Heinrich Freiherrn von Schilling. Das Jahrbuch, welches wie sein Name sagt, alle Jahre wieder erscheint, hat den Zweck, den Landwirth in einer leicht verständlichen Sprache über alles das aufzuklären, was es neues wirklich gutes und sicher erprobtes aus den verschiedensten Gebieten der Landwirtschaft, Holz-, Acker- und Viehwirtschaft giebt. Abbildungen, auch farbige, erleichtern das Verstehen. Das Jahrbuch erhebt vollständig den Kalender, hat also Kalendarium, Genealogie der Fürstenthümer, Hülfstabellen, ein vollständiges Jahrmarttsverzeichnis. Es konnte für das nächste Jahr schon in 25000 Exemplaren hergestellt werden und wird bald auf seines Landwirths Arbeitsstisch mehr fehlen, um so mehr, als die Verlagsbuchhandlung, um es auch dem kleinsten Manne möglich zu machen, sich das Jahrbuch anzuschaffen, den Preis auf 60 Pfennig herabgesetzt hat. — Das Jahrbuch ist in jeder Buchhandlung zu haben und kann auch gegen Einsendung von 70 Pfg. in Briefmarken von der Königl. Hofbuchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. d. Oder portofrei bezogen werden.

— **Ein doppeltes Ich**, Roman in zwei Bänden von Hermann Heiberg. Berlin, Otto Janke. Heiberg hat sich diesmal an der Schilderung einer jungen Aristokratin versucht, die, fortwährend abwechselnd einem Teufel und einem Engel in ihrer Brust Platz machen muß. Im Grunde steht sie auf des Engels Seite, aber der Teufel weiß sie doch nicht selten zu bereden, daß er mit seinen Zusicherungen recht hat, und sie so zu umstriden, daß sie sogar mit böshafem Trotz den Engel verjaagt. — Im ersten, sehr breit ausgeführten Theil des Buches zeigt sich dieser böse Geist allerdings nur als ein Teufel unteren Ranges; sein Einfluß auf das Fräulein besteht darin, daß sich letzteres bei jeglicher Gelegenheit so unverständig und unartig benimmt, wie dies halberwachsene Töchter nur irgend fertig bringen. Der zweite Theil erst mit seinem sich überzierenden Ereignissen geklattet ihr freieres Feld, sich auf den Dämon hinauszuleben. In einem Zeitraum von fünf Jahren verheirathet sie sich mit einem ihr im höchsten Grade mißwärtigen Manne, läuft ihm fort und verheirathet sich mit einem andern, ohne von jenem geschieden zu sein; nach dem Tode des zweiten verlobte sie sich zweimal und verließ sich, nach ihren eigenen Worten, „gründlich wohl ein Duzend Mal.“ Das Alles jedoch nur „aus tief in ihr wohnender Sehnsucht nach Ruhe, nach Ausübung unverbrüchlicher Tugend, nach Vertiefung; mit anderen Worten aus einem sittlichen Drange, nicht nur aus Behagen am Wechselnden und Abenteuerlichen.“ Zum Glück stirbt sie noch ziemlich jung an der Schwindsucht, ehe sie dieser „sittlichen Drang“ sie ihrer „Ehrbarkeit“ berauben konnte, die sie sich, nach Heiberg, noch immer bewahrt hat.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.